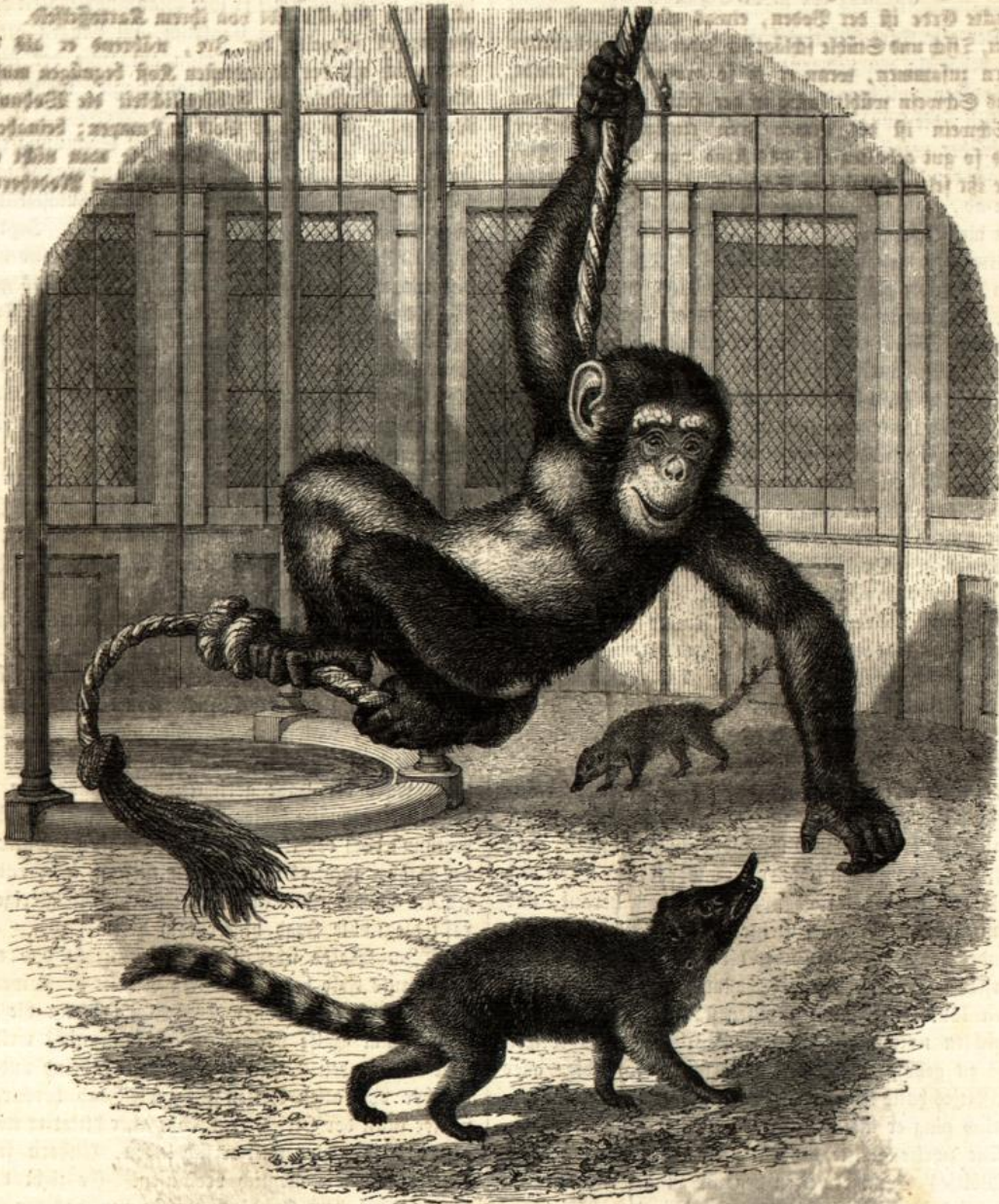


Der Schimpanse.



Der Schimpanse und das Nasenthier im Affenhäus des Jardin des Plantes.

Der Schimpanse gehört zu dem Geschlecht der *Drangs* *) und kommt in der Naturgeschichte auch unter den Titeln Waldmensch, Jocko, Troglodytes vor. Er unterscheidet sich von den übrigen Gattungen seines Geschlechtes durch eine schönere Kopfform, lebhafteren Gesichtsausdruck, aufrechteren Gang, kurze, nur bis an die Knie reichende Arme (welche Eigenschaft ihn dem Menschen näher bringt), deren er nie zum Gehen sich bedient, ausgeprägteren Daumen an der Hand, insbesondere größere Intelligenz und ein engeres Anschließen an den Menschen. Der große Schimpanse erreicht auch die Höhe eines Menschen. Der Süden Afrika's ist seine Heimath: dort lebt er in größeren Gesellschaften in Wäldern und nährt sich

vorzüglich von den Früchten der Brodpalme. Wenn der Schimpanse in der Jugend unter Menschen gebracht wird, so nimmt er ihre Gewohnheiten und Gebräuche an. Wir haben davon ein interessantes Beispiel in unserem letzten Jahrgang (1855, S. 258 ff.) mitgetheilt. Es ist, als ob selbst menschliche Gefühle in ihm rege würden: so umarmt und küßt er Menschen, die ihm Liebes erzeigt, und faßt an ihren Fingern. Wird er gereizt, so bläst er den Hals auf, seufzt und schreit. So wahr diese Angaben sind, so viel ist andererseits über ihn gefabelt worden. Man erzählt, er baue sich Hütten von Buschwerk, wehre sich wie Menschen mit Prügeln und Stöcken und greife sogar den Feind an, auch halte er Negerinnen, welche er eingefangen, oft lange gefangen. Das ist ins Buch der Kindermärchen zu schreiben.

*) Das Wort Drang stammt aus dem Malaiischen und bedeutet Vernunftwesen.

Ende gut, Alles gut.

Erzählung von F. A. Schmidt.

Der alte Dirk Wöltjes hatte zu Abend gegessen, und wuschte bedächtig den zinnernen Köffel ab. Er nahm dann das Rappchen zwischen die rauhen, gefalteten Hände und betete still; die Jungen aber, die mit der Mutter schon etwas früher gegessen hatten, drückten sich leise hinaus, um noch nach den Alkreusen im Strome zu sehen. Frau Fike räumte ab, legte das Tischtuch ordentlich zusammen, und begann die Messeln für die jungen Gänse klein zu schneiden. Der Alte hatte eine Weile dem Aufgehen des Mondes zugehört, wandte sich aber jetzt mit Eifer zu Pfeife und Tabak, als hätte er etwas Versäumtes einzuholen. Nun brannte der Maserkopf in schönster Art, und er kehrte sich zu seiner emsig hantirenden Sponse. „Fike,“ brummte er behaglich, „das kann ich Dir sagen: schönere Kartoffeln, wie unsere, die ich heute gehäufelt habe, sind auf der Feldmark nicht mehr. Und der Morgen Weizen daran könnte auch nicht besser stehen. Der Torf im Moor ist dürrtrocken, daß die Jungen ihn im Kahn holen können. Wills Gott, daß wir gesund bleiben, so können wir ruhig dem Winter entgegen sehen. Drei Höst Rindvieh im Stall, zwei derbe Schweine im Koben, Korn und Weizen über der Döns, Kartoffeln im Keller drunten und einige dreißig Gänse auf dem Fleck — dat geit slank! (so gehts gut).“

Die Alte schüttelte bedächtig das greise Haupt. „Dirk,“ meinte sie, „Du bist immer noch, wie Du jung warst. Hitzig und heftig im Hoffen und Betrüben, in Born und Freude.“

„Alle Uul!“ (alte Gule) murrte Dirk, von der Wahrheit ihrer Worte getroffen, und ging hinaus, seine, durch die Frau schier erschütterten Lufschlösser in Ruhe weiter auszubauen. — Es war ein schöner Sommerabend. Breit und rothgelb kam der Vollmond über den Strom herauf, und langsam glitten zuweilen einzelne dunkle Röhne durch die glänzende Lichtsäule, die er über die mächtige, leiswogende Wasserfläche hinwarf. Die Frösche im Schilfsaum des Ufers quackten laut, und ihr in Pausen stärker sich erhebender Lärm schien nothwendig in das Stilleben eines solchen Abends zu gehören. Alles war so schön, so ruhig: aber Dirk Wöltjes hatte keine Ruhe, — nicht innen, nicht außen. Mergerlich ging er ins Haus und ins Bett. —

Die zweite Hälfte des August hatte begonnen, und Dirk Wöltjes' Sommerweizen begann zu gelben, da ging der Gemeinbediener von Haus zu Haus in den zwei Dörfern, die dem Herrn von Saint Julien theils leibeigen, theils frohnpflichtig waren, und bot alles auf, bei Strafe zu einem gesperrten Jagen als Treiber und Hundeführer, mit Brod und Zukost auf 24 Stunden zu erscheinen. Der Herr hatte seine adeligen Freunde weit umher dazu eingeladen und die prächtigsten Anstalten wurden emsig gerüstet. Herr von St. Julien war, wie er sagte, adeliger Emigré; Andere behaupteten dagegen, er sei Armeelieferant gewesen und habe seinen, an Seide und Battist gewöhnten Hals vor der Entwürdigung einer Hanfshlinge durch den Güterkauf dahier gerettet. Es war vollkommen richtig, daß die Jagdfolge auf den Bauernhöfen und Rathen hastete, also mit verkauft und mit gekauft war; auch ist der Landmann an den deutschen Nordküsten nicht sehr weich gewöhnt, doch wollte man behaupten, der neue, französische Herr sei — wahrhaft des Teufels im Leuteschinden. Nun, diesmal wollte er sich Freunde schaffen mit seinem Rammon, und schon acht Tage waren mit Weinkeltern, Backen und

Kochen vergangen. Diese deutschen têtes quarrées hatten ihn bis jetzt nicht recht als ebenbürtig auf- und annehmen wollen, vergebens hatte er ihre Glaubensfähigkeit bestürmt; jetzt wollte er sie im Centrum, im Magen attaquiren. Noch nie Gesehenes, wie man am Hofe der Bourbons in Fontainebleau und St. Cloud jagte, wollte er ihnen zeigen.

Endlich kam der allgemein mit Spannung erwartete Tag. Biqueurs mit Hifthornschall voraus zogen die Herren, gepuzte Damen zur Seite, zum negunstellten Wald, wo ein schönverzierter Schirm sie aufnahm. Jetzt fiel, bei einer lustigen Hornfanfare, die schließende Wand und, wie ansprengende Cavallerie donnernd, stürmte das geängstete Wild daher, am Schirm vorbei, aus dem die Kugeln in das dichte Gedränge mordend einschlugen. In noch wilderer Flucht stürzte das bange Thier, der stöhnende Hirsch, die Negwand entlang, die es im Bogen wieder in das erste Gehäge zurück leitete. „Ein Megeln wars, nicht eine Jagd zu nennen.“

Doch — ich weiß es nicht — sind sogar deutsche Hirsche weniger leitsam und roher, oder war das Jagdzeug des Herrn v. St. Julien nicht ganz genügend, — ein Spannstrick hinten am Einsprung hatte etwas nachgelassen, und, einen flüchtigen Spieß voran, setzte das Wild über das Zeug und ging durch die Latten, die es nicht mehr respectirte.

„Zur Folge!“ heulten die Hörner, und rasch warfen die Herren sich in den Sattel. Auf einen stolzen Vierzehner, der, waidwund geschossen, nicht mit gewohnter Schnelle dem Rudel folgen konnte, und sich von ihm abthat, ward die Hage gerichtet. Die dunkelsten Dickichte suchte das gequälte Thier, dort wollte es sich rastend niederthun, doch der kluge Schweißhund folgt seiner Fährte, der Stöber sucht es mit heiserem Gebläse, à la vue! jauchzen die Hörner, und aufs Neue stürmt die gierige Meute, rast die noble Jagd hinter ihm drein. —

Im Walde überall umstellt, bricht das erschöpfte Thier aufs Feld heraus. Sein Schritt ist stolpernd, gesenkt hält es den schönen Kopf, lang hängt die lechzende Zunge zum Halse heraus — es kann nicht weiter: hier will es verenden. Die Hörner rufen jubelnd und hierher, dorthier von allen Seiten fliegt die Jagd hervor. Nicht weiter kann der Hirsch, dem Tode aber bietet er noch Trost, nicht feig schlachten will er sich lassen, sondern sein Herzblut so hoch wie möglich verkaufen. Er zieht die Oberlippe hinauf, dem Kundigen ein Zeichen, daß der Verfolgte zum verzweifeln, gefährlichen Angreifer wird. Tief biegt er das Geweih zum Boden herab; ein blitzgeschwinder Stoß, und ein Hund ist von den scharfen Augsprossen durchbohrt, und hoch in die Luft geschleudert. Weit zieht sich die entsetzte, aufheulende Meute zurück, indeß die Schalen der Vorderläufe den Feind in den Boden stampfen. Noch einer der Reckten wird, wie der Erste, zerschellt, von allen Seiten umfläht der Hunde Schaar den in tödtlicher Unbeweglichkeit Dastehenden, bis er wie eine Feder auf den Nächsten losschnellt. Die ganze Jagd hoch zu Ross hat sich um die grausame Scene gesammelt und courbettirt rings um sie her, bis man ihr ein Ende zu machen beschließt; nicht aus einer Regung von Menschlichkeit, nein! sondern um die Hunde nicht länger auszusetzen. Einer Dame wird die Büchse überreicht, der Schuß kracht, und langsam sinkt der Hirsch auf den zerstampften Grund. Nun zieht der Jagdherr den blanken Hirschfänger und stößt ihn dem verendenden Thiere ins Herz. Halalli! jauchzen die Hörner, die

Meute stimmt ein, und entzückt von der wunderschönen Jagd ziehen die edeln ritterlichen Herrn die zarten empfindsamen Damen heim, zum üppigen Schmause.

Nun aber fand es sich leider, daß der Platz, wo das Gallali geblasen wurde, wo etwa fünfzig Reiter ihre Rosse eine halbe Stunde um den Hirsch getummelt — der Kartoffel-, und Weizenacker Dirk Wöltjes gewesen war.

Wer beschreibt den Zorn des heftigen, leidenschaftlichen Mannes, den bitteren Jammer seiner armen Frau! Er rannte aufs Schloß, wog seine Worte wenig, und ward von den Lakaien die Treppe hinabgeworfen. Er ging zu einem Advokaten, dem er fünfzig Thaler Vorschuß geben mußte, welche er zum Glück aus den zwei fetten Schweinen gelöst hatte, und erfuhr um Weihnacht, daß allbereits eine Klage gegen Herrn von St. Julien formulirt, und betreffenden Orts eingereicht worden sei.

Vier Jahre waren bei wachsender Armuth und zunehmender Noth vergangen, denn der Prozeß kostete alles Baare, was man nur aufstreifen konnte. Da legte die Mutter das müde Haupt zur Ruhe. Nicht lange nachher kam das Urtheil der ersten Instanz. Es befahl dem Hochwohlgeborenen Herrn v. St. Julien von und zu Friesleben, Wazdorf u. dem Rathsherrn Dirk Wöltjes einen Ersatz von zehn Reichsthalern zu zahlen; strafte Diesen aber wegen öfter ausgesetzener Injurien, ja Drohungen, mit drei Wochen Arrest. W. R. W.

Zu großem Heil der armen Jungen rührte den Vater bei Lesung dieser Sentenz der Schlag, sonst hätte er sicher appellirt bis — er rein nichts mehr gehabt. Der Leichenschmaus ward nur nothdürftig gehalten, deshalb hatten Weiter und Wasen sich bald entfernt, und die Brüder Gert und Gort saßen einsam einander am weißgebedekten Tische gegenüber. Gort sammelte die auf dem Zinnteller liegenden gebliebenen kleinen Käsebröckchen mit weicher Brodtrume; Gert hatte traurig in die große hölzerne Schleifkanne geblickt, aber kein Restchen Bier mehr in ihr entdeckt. Sie sahen einander an, und — begannen trüb zu lachen.

„Höre, Bruder,“ hob Gert an, „ich denke, wie in der Schleifkanne, wird es mit unserer ganzen Erbschaft aussehen.“ — „Auf dem Kästler,“ meinte Gort, „lagen doch noch ein paar Bröckchen.“ — „Und hier,“ rief Gert laut, „finde ich noch ein ganzes unangeschnittenes Brod; das wollen wir gleich theilen: es soll das Capital vorstellen, mit dem wir die Wirthschaft anfangen.“

Er hatte das Brod zerschnitten und legte die Hälften dem Bruder zur Wahl hin. Der griff ohne Besinnen zu, „Sieh,“ sprach er ernst und nachdrücklich, „das ist unser frischer, froher Muth, an dem noch Niemand herumgeschneizelt hat; wahrlich, ein brav Capital! Wie ich aber zum Kästler mich wandte, und Du zur Bierkanne, so wird es nun auch wohl bei der Frage gehen: was wollen wir weiter beginnen? Ich glaube kaum, daß wir bei einander bleiben, so lieb es mir wäre.“ —

„Ich gehe jedenfalls nach Rostock, und verdinge mich auf ein Schiff!“ entschied Gert.

„Ich will mit, und mich dort als Markthelfer anstellen lassen,“ nickte Gort traurig.

„Aber, was fangen wir mit dem Edelman an?“ frug der Älteste — „holen wir die zehn Thaler?“

„Wir wollen sie ihm schenken — zu einem Strick, den er doch, früh oder spät, braucht,“ entgegnete der Jüngste.

Die Brüder standen auf und reichten sich schweigend über den Tisch hin die starken harten Hände. Ohne ein

weiteres Wort trugen sie die wenige Fahrniß der Eltern herbei, und theilten ruhig und freundlich, was sie brauchen konnten; Alles Andere legten sie an den gehörigen Ort, baten den nächsten Nachbar, die Schlüssel zur Hand zu nehmen, später den Verkauf zu besorgen und, wenn etwas noch für sie übrig bleiben sollte, es aufzuheben, bis Einer oder der Andere selbst einmal käme. Der Nachbar nickte zustimmend, gab Jedem die Hand, wünschte „goot Verkehr un Gnn“ (Gut Geschäft und Ende) — dann trollten die Brüder heim und schliefen zum letzten Male unter dem alten moosigen Strohdache, das sie bisher geschirmt. Als es voll Tag geworden war, zogen sie zu einem der sieben Landthore Rostocks ein. Gort wandte sich den sieben Rathhausthürmen zu, Gert ging auf die sieben Strandthore los. An der alten Marienkirche hatten sie sehr kurzen Abschied genommen, auf lange Zeit.

Gert Wöltjes lehnte sich bequem an eine der Walfischrippen, welche hier als feste Säulen eingesetzt sind, und um die das Haltau eines Rahns geschlungen war. Dem ostgesehenen Treiben zwischen Schiff und Land sah er ruhig zu, und barg, wie es Brauch ist, die Hände in den weiten Hosentaschen. Da kam ein Mann hastig aus der Stadt und machte ein gar fatales Gesicht, als er das leere Boot dort unten schwanken sah. „Dacht ichs doch,“ schrie er mit geballten Fäusten, „fort sind die Schlingel, und saufen in irgend einer Kneipe, indeß mir die Sohlen unter den Füßen brennen. Wo soll ich die Hunde jetzt suchen? — und wenn ich sie finde, so sind sie voll, wie Thranonnen! He, Du, Bursche, kannst Du ein Ruder führen?“

„Denk wohl!“ entgegnete Gert.

„Willst Du mich an ein Schiff rudern, die ‚Ann und Mary‘? Liegt im Breitling da unten; ich zahle gut.“

„Das kann sein!“ antwortete der Gefragte, packte ohne Weiter zu sprechen die Hände aus, löste das Tau, bot dem Herrn die Hand zum Einsteigen, und griff zu den Rudern. Nun erst betrachtete der Herr seinen Fährmann genauer, und staunte ob seiner behenden Kraft. In langen stätigen Zügen warf er die klaren Wellen der Warnow zurück, und das Boot flog mit merkwürdiger Schnelle dahin, ohne daß sein Lenker sich besonders anzustrengen schien. Bald war die tiefe Erweiterung des Stromes, welche „der Breitling“ genannt wird, erreicht, und der Herr zeigte auf ein Schiff, welches, die Raaen gepreßt, zur Seite lag, als die „Ann und Mary“. Noch einmal zog er die goldene Uhr hervor, nickte zufrieden, und das Ziel war erreicht. Mit stinker Eilfertigkeit erstieg der Herr den Bord, und gab rasche Befehle, die schnellen Gehorsam fanden, ehe ein zweites Boot, welches mit zwei Rudern daher schloß, nur in Rufweite gekommen war.

„Aha, da kommt er gerutscht,“ lachte Capitän Nielsen, „aber dies Mal hat der Spitzbube falsch gerechnet und er ist der Angeführte. — Ach, da liegt noch mein braver Fährmann. Willst Du nicht noch eine halbe Stunde warten, bis ich den Schelm von Makler abgefertigt habe? dann bringst Du mich wieder zur Stadt.“

„All' recht!“ rief Gert zurück, hing sein Boot fest und machte sich auf der Sternbank so bequem wie möglich. Das andere Boot war indeß herangekommen und ein Herr mit einem Gesichte, so süß wie Weizucker, stieg an Bord. Der Kapitän erwartete ihn in der Kajüte, wo ein kurzer Wortwechsel gehört wurde, dann eilte der Fremde, hinab zu kommen, und seine Leute ruderten wieder auf Rostock los.

Bald hernach stieg der Capitän zu unserm Gert ein,

brummte etwas von Spitzbuben und Dieben, was aber seinen Fährmann nicht interessirte: er regte die Rameu wacker und hatte seinen Passagier bald wieder da am Strande ausgelegt, wo er ihn eingenommen hatte. Er band das Boot an den Rippenpfahl, stieg aus und steckte die Hände bedächtig wieder in die Taschen.

Sein Passagier ging einige Schritte vorwärts, doch Gert hielt ihn nicht auf; da wandte er sich plötzlich. „Was bin ich Dir Fahrlohn schuldig?“ frug er.

„Was Ihr gern gebt!“ war die Antwort.

Der Capitän reichte ihm ein Guldenstück; doch Gert besah einen Augenblick den Ochsenkopf darauf, dann gab er ihn mit ruhigem: „Ich kann nicht wechseln“ zurück.

„Er soll ganz Dein sein,“ wies ihn Capitän Nielsen ab.

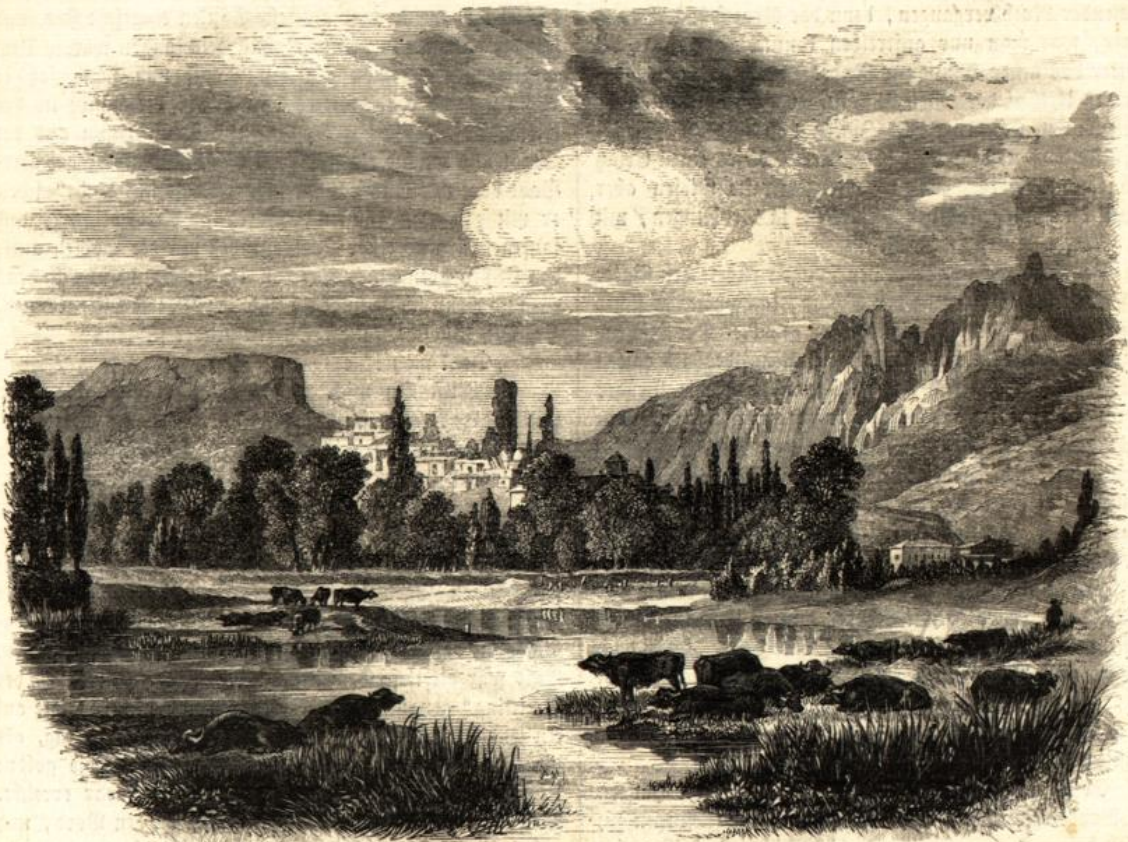
„Ich dank' Euer Ehren!“ — „Was wirst Du jetzt beginnen?“ — „Auf Arbeit warten.“ — „Willst Du

mit mir gehen?“ — „Wo hin?“ — „An Bord der Ann und Mary; wir segeln nach Gadir. Du bekommst Lohn, wie meine andern Matrosen, und sollst es nicht schlimm haben.“ — „Es ist recht!“ — „So komm mit mir, in meinem Hause da drinnen will ich Dir den Contract schreiben.“

(Schlus folgt.)

Bilder aus der Krim.

Umkreuzen wir den großen Karnies, welchen die Küste vom Cap Monastir bis Theodosia bildet, so finden wir plötzlich in der Tiefe einer Bai, am Abhang eines Hügel, den die Ruinen eines von Justinian gebauten Schloß-



Aluchta (Krim).

es krönen, eine reizende Häusermasse, meist mit platten italienischen Dächern und Säulenhallen. Das ist Aluchta, ein Diminutiv des Namens Helena, des populärsten in ganz Griechenland. Ehemals eine mächtige Stadt und Bischofsitz, ist Aluchta heute nur noch ein Flecken, mit einer Post, Zollbureau, einer neuen Moschee und einem Gasthof im asiatischen Geschmack. Von der Citadelle, welche ehemals Yburion hieß, stehen nur noch drei Mauern inmitten tartarischer Hütten. 54 Werste östlich bildet die taurische Kette ein neues Thal, mit Weinreben und Obstbäumen, das von mehreren Flüssen bespült wird. Eine Menge Landhäuser ruht zwischen diesen Weinbergen, welche von schmalen, mit Pappeln umsäumten Wegen durchzogen sind. Der eigentliche Weiler besteht aus einer Kirche, einigen Häusern und einer Art

Kan, wo die Händler zur Zeit der Weinlese wohnen. Sudak war ehemals eine wichtige Festung, Seebafen, Bischofthum, Residenz eines venetianischen Consuls, und ist heute nur noch ein armseliges Dorf, von einigen hundert Griechen und deutschen Anstiedlern bewohnt. 50 Werste von Sudak bezeichnet Theodosia oder Kassa den östlichen Endpunkt der taurischen Kette.

Die Halbinsel Kertsch gehört ganz der Steppenregion an. Hier hören die lachenden Gegenden auf, die man von Batschiserai an der Küste hin durchwandert. Kahle Hügel, traurige Bäume, trockene und monotone Ebenen, ein böses Land, das ist der Anblick, der sich uns bietet, je mehr wir Theodosia uns nähern. Im Mittelalter war Theodosia eine der reichsten und blühendsten Städte, nicht allein der taurischen Insel,

sondern des ganzen Orients. Dieser Wohlstand war das Werk der Genuesen, welche die Griechen und Venetianer im Handel auf dem schwarzen Meer ersetzt hatten. Als die Halbinsel unter das Joch der Tartaren kam, erhielten sie von Regieren die Erlaubniß, Magazine für ihre Waaren zu errichten, und unter diesem Vorwande bauten sie in der Nähe von Theodosia eine Stadt, welche die Tartaren Kaffa (die Ungläubige) taufte. Ehe die Portugiesen den Weg nach Ostindien um das Cap der guten Hoffnung eröffnet hatten, kamen alle Spezereien und Drogen des Orients nach Kaffa, wo sie halb zu Land, halb zu Wasser nach dem Don gebracht wurden. Die Stadt zählte damals 100,000 Einwohner, hatte 172 öffentliche Brunnen, 30 christliche Kirchen, ebenso viel Moscheen und

3,600 Häuser. Im Hafen liefen 700—800 Schiffe jährlich ein. Die Einnahme von Kaffa durch Ahmed Pascha, 20 Jahre nach der von Constantinopel, führte den Ruin der genuesischen Colonien am schwarzen Meere herbei. Die Spuren der genuesischen Herrschaft finden sich jedoch überall. Selbst in der tartarischen Küstensprache sind noch eine Menge Ueberbleibsel. Heutzutage ist Theodosia nur noch eine Ruine seiner frühern Größe. In seinem Hafen fahren jährlich höchstens 50—60 Schiffe ein; seine Bevölkerung übersteigt 8000 Einwohner nicht. Der Anblick der Stadt ist jedoch immer noch sehr hübsch, namentlich macht die armenische Kirche (13. Jahrh.) einen schönen Effect; rechts davon liegen die Quarantänegebäude, links die eigentliche Stadt mit ihren neuen, hübsch gebauten



Theodosia (Armen.)

Häusern, der katholischen Kirche, der Synagoge und dem Museum von Alterthümern der Krim.

Der Teufelspiegel.

„O mein Freund, Du bist der vollkommenste aller Männer.“ So sprach Celestine zu ihrem Gatten. Die Augen auf ihn geheftet, betrachtete sie ihn wie eines der sieben Wunder der Welt, wahrscheinlich als den olympischen Jupiter oder hielt sie ihn vielleicht gar für einen Engel im schwarzen Kleide, dem man bei der Trauung die Flügel beschnitten. Ein heller Sonnenstrahl beleuchtete in diesem

Augenblicke das Gesicht Edmunds von Sandow, das von Glück und Zufriedenheit strahlte. „Schmeichlerin!“ antwortete der Engel, indem er sich durch die Haare strich. — Die beiden jungen Gatten wechselten noch lange solche zärtliche Phrasen; aber man wird zuletzt auch dieser müde, und nach Verfluß von einer Stunde mußten sie sich nichts mehr zu sagen; der Sack mit Zuckerwerk war leer. Wenn Edmund von Sandow Beamter, Banquier, Künstler oder selbst nur Aktienwindler gewesen, so würde er seine Frau verlassen haben, um seinen Tag den Geschäften zu widmen; aber das Schicksal hatte ihn zum glücklichen Geschäftlosen gemacht. Er blieb deshalb bei seiner Frau, auch als er ihr nichts mehr zu sagen hatte, und die beiden jungen Eheleute sahen sich voll Glück an. Als sie auch dies müde waren, setzte sich Celestine vor einen Gueridon

und öffnete einen Band poetischer, allegorischer und diabolischer Legenden. —

Gölestine, blond und blauäugig, glich den Bildern des Engels Gabriel, während Edmund mit seinen bestimmten Zügen, seinen schwarzen Haaren und Augen viel von Robert dem Teufel hatte. Gölestine war träumerisch, poetisch, aber von einer zu gefühlvollen Poesie, die mit der Wirklichkeit stets in Conflict kam. Edmund war an ein heiteres Zungengesellenleben gewöhnt gewesen und hatte stets ein Diner mit zwei Gängen weit über eine Tragödie von fünf Akten gesetzt; das waren seine literarischen Ansichten. Die Natur hatte ihn zum Gourmand gemacht, die Civilisation zum Gourmet. Als er sah, daß seine Frau so ganz und gar nur Poesie war und immer in Wolken zu schweben schien, glaubte er seine Neigung für seine Speisen und gute Weine etwas verbergen zu müssen. Aber man werfe sein Naturell zur Thüre von Wilkens hinaus, es kommt zum Fenster von Lorenz*) wieder herein; während sich Gölestine von den Meisterwerken unserer Dichter nährte, dachte Edmund nur an die Iliaden der Delikatessenkeller, vielleicht auch nur an die bescheidenen Gerichte von London Tavern. Gölestine öffnete deshalb einen Band mit Legenden, während Edmund, der sich etwas entfernt von ihr setzte, in einer Ecke des Saales „den vollkommenen Koch“ verstopfen aus der Tasche zog. Gölestine, welche ihren Gatten ganz in seine Lecture vertieft glaubte, erhob plötzlich den Kopf. „Was liest Du, mein Freund?“ fragte sie. — „Was ich lese . . .“ antwortete er ganz verlegen und sich verloren glaubend, wenn er sein Verbrechen gestünde. „Du willst wissen, was ich lese?“ — „Sind es Dichtungen? Von Geibel, von Chamisso?“ — „Von Chamisso . . . Ja, von Chamisso.“ — „Ich kannte Dich wohl. Du wählst die Dichter, deren Herz wie Deines glüht; wie mußt Du Verse schön lesen, „Nacht und Winter“ zum Beispiel, nicht wahr, Du liest mir „Nacht und Winter“?“ — Kalter Schweiß stand Edmund auf der Stirne. — „Ich glaube, es wäre besser, wir gingen spazieren.“ — „Keineswegs, ich wünsche ja Dich vorlesen zu hören.“ Edmund war seit acht Tagen verheirathet, er gab nach. Er wollte thun, als habe er das Buch verlegt; Gölestine sagte ihm jedoch, daß er es in der Tasche habe. Er mußte wohl oder übel „Nacht und Winter“ im „Vollkommenen Koch“ suchen, aber statt „Nacht und Winter“ fand er nur Filets und Saucen. — „Hast Du bald genug geblättert?“ fragte Gölestine. — „Da hab' ich's,“ sagte Edmund, der nicht in dem Buche, wohl aber in einem Winkel seines Gedächtnisses das Gedicht fand. Er begann mit etwas zitternder Stimme zu lesen:

Von des Nordens kaltem Wehen
Wird der Schnee dahergetrieben,
Der die dunkle Erde deckt.

Sein Blick ruhte auf Kalbskopf à la tortue. Er fuhr fort:

Dunkle Wolken zieh'n am Himmel
Und es flimmern keine Sterne,
Nur . . . der Schnee . . .

Es war ihm unmöglich, sich den Schluß des Verses zu erinnern. „Ich bin etwas erhumirt,“ sagte er und schloß das Buch. — „Nein, nein, Dein Organ ist ganz rein und angenehm, ja es ist, als ob man Thränen in Deiner Stimme hörte.“ Er mußte das Buch wieder öffnen und während er in seinem Gedächtniß suchte, las er mit seiner

reinen Stimme, in der Gölestine Thränen hörte: „Gedämpfte Aepfel mit Zwiebeln.“ — „Was liest Du da?“ rief Gölestine, welche aufsprang und ihm das Buch aus der Hand riß. — „Verwünscht!“ sagte Edmund. — „Es war, der vollkommene Koch!“ sagte sie wie versteinert. — „Nun ja!“ antwortete Edmund, der seine Fassung wieder gewonnen. „Ja, ich bin ein Gourmand und das ist meine Lieblingslectüre. In der Ehe muß man die Schwächen gegenseitig ertragen.“ — „Aber mein Freund,“ sagte Gölestine, welche Mühe hatte, ihre tiefe Enttäuschung zu verbergen, „Du könntest Dich vielleicht ändern.“ — „Nein, und da die Maske nun einmal gefallen, so werde ich Deiner Köchin meine Befehle geben, ich werde Dich selbst in der Kochkunst unterrichten, und wenn wir allein sind, werden wir statt von Göthe und Shakespeare von Rumohrs Geist der Kochkunst und Baron Vaerst's Gastrosophie sprechen; jeden Abend lese ich Dir dann noch ein Kapitel aus Anthus' Efkunst vor. Die beste aller Musen ist die bürgerliche Köchin, der begeisterte Apollo, der vollkommene Koch, der eine Gabel statt einer Leier hält; Du verstehst nur die Muffel der drei Zinken noch nicht. Ich werde jetzt ein Diner nach meinem Geschmack bestellen.“ — O bittere Enttäuschung, das war der poetische Romeo, den die zärtliche junge Frau gewählt. Sobald sie allein war, warf sie sich in einen Fauteuil, die schöne Stirne auf die weiße Hand gestützt. Das Legendenbuch war noch offen; ihre Blicke fielen auf den Titel: „der Teufelspiegel.“ Sie las mechanisch die ersten Linien. Da erwachte plötzlich ein Gedanke in ihr. Kam er aus der Hölle oder vom Himmel? Mit lächelnden Lippen und hoffnungsvollem Herzen las sie folgende Legende:

„Belzebub, ein Teufel, hatte sein väterliches und höllisches Dach noch nicht verlassen, er saß in seinem roth und schwarzen Haus. Uebrigens brachte er die Abende unter angenehmen Plaudereien mit Voltaire zu, indem er sich an dem Feuer der Hölle die Füße wärmte. Eines Tages landete ein Bankerutier, ein großer Reisender, in der Hölle an, und erzählte ihm viel von seinen Reisen. Belzebub reiste alsbald auf einer unterirdischen Eisenbahn ab. Natürlich besuchte er zuerst Paris, wo ein Theil seiner Familie wohnte: sein Vater Satan, sein Bruder Mephistopheles, welcher schon lange aus Deutschland zurückgekehrt war, und Asmodeus, sein hinkender Nefte. Sobald Belzebub den Fuß aus dem Wagen setzte, beeilte er sich, nach der Rue Vivienne zu fahren, um Satan, der in einem Hause mit Säulen wohnte, welches die Börse hieß, seinen Besuch zu machen, aber man denke sich das Erstaunen Belzebubs, alle Pariser lachten ihm ins Gesicht. Belzebub hielt sich für einen Adonis, er hatte sich nie im Spiegel gesehen; in der Hölle gibt es nämlich keinen Spiegel, was vermuthen läßt, daß alle Frauen im Paradiese sind. Astaroth, der mit seinem Better Belzebub spazieren ging, führte ihn vor einen Spiegelladen. Belzebub betrachtete sich in einem köstlichen venetianer Glase und stieß einen Schrei des Schreckens aus. Er ließ augenblicklich seinen rothen Schnurr- und Knebelbart abschneiden, gab seinem Blick einen milderen Ausdruck und wurde reizend, elegant, fashionable, denn alle Fehler, die ihm der Spiegel gezeigt, waren verschwunden.“ — „Gut, ich werde auch die Fehler meines Mannes zu ändern suchen; ich werde der Teufelspiegel sein.“ —

(Schluß folgt.)

*) Zwei hamburger Delikatessenhändler.

Ende gut, Alles gut.

(Schluß.)

Der Herr ging voran, zu einem netten Hause nicht weit vom Bröhen, da trat er ein, und Gert wartete an der Thür, bis man ihm herein rief. Im kleinen Höfchen sagte ein Mensch Holz, und das war sein Bruder Gort, der ihn fragend ansah, doch Gert ging ins Zimmer zum Herrn; dort ward er gehörig eingeschrieben und erhielt ein ordentliches Handgeld. Dann übergab eine schöne junge Frau ihm einen Koffer, welchen der Capitän ihn an Bord zu bringen befahl; der Hausmann sollte mit dem Karren ihn an den Strand bringen.

Gort trat herein, und die Brüder reichten sich schweigend die Hände, ehe sie zusafien, dann nahmen sie ihre Last auf, und besorgten, was ihnen befohlen war. Am Strande aber fanden sie das Boot bereits besetzt: zwei ziemlich betrunkene Matrosen lagen darin, und fuhren wild auf, als die Brüder den Koffer hineinbringen wollten. Gert erkannte leicht, daß es die beiden Matrosen waren, welche heute Morgen den Capitän verlassen hatten, weil sie ihn wohl nicht so bald erwarteten, und gab ihnen dies in seiner kurzen Weise zu verstehen. Nun wollten die Bursche aufsteigen; das gaben aber die Brüder nicht zu; Gort löste das Tau, Gert hatte schon die Ruder ergriffen, und ehe die Berauschten sich besannen, sahen sie sich weit vom Ufer. Gert befahl ihnen so ernst, jetzt die Ruder zu nehmen, daß sie verduzt gehorchten; er hatte sich still ans Steuer gesetzt, und beobachtete sie mit kalter Ruhe, bis sie der „Ann und Mary“ zur Seite lagen. Den Tag über war er, wie die andern vierzehn Mann, die zum Schiffe gehörten, fast nur mit Schlafen und Essen beschäftigt, doch bemerkte Gert leicht, daß Alles zu sofortiger Abreise bereit war. Abends kam der Capitän an Bord; der Wind war günstig, und das Schiff bot ihm noch vor Mitternacht die weißen Segel. Ehe der Tag kam, waren ihnen die Lichter des warnemünder Leuchthurms in die See gesunken.

Im Hause des Capitän Nielsens ging es seit der Abfahrt der „Ann und Mary“ still her, und erst nach etwa acht Tagen zwang der tägliche Verkehr die einsame Frau, wieder das alte Treiben aufzunehmen. Jan Nielsen war nicht ohne Vermögen, welches er sich durch kluge Umsicht erworben hatte. In den russischen Häfen fand er nicht nur stets reichliche Fracht, sondern immer auch diesen oder jenen Artikel, den er auf eigene Rechnung an Bord nahm. Bald war es zu entsprechender Zeit der gesuchte rigaer Leinfamen, bald Del, Talg, Häute, Fuchsen u. dgl., was er dorthin nach Rostock brachte, und seiner eifrigen Frau im Großen zu verwerthen hinterließ; bald hatte sie norwegische Bretter, bald spanische Weine oder Seide aus dem südlichen Frankreich in ihren Magazinen. Ein treuer, alter Buchhalter stand ihr zur Seite; dieser brauchte aber nothwendig einen verlässigen, arnstarcken Burschen, und dazu war Gort Wöltjes angenommen.

Und wie ein einsames, sehnendes Herz gern jedes Wort, jedes Thun des fernen Theuren sich zurückruft, und ihm nachdenkt, so war der Frau Nielsens auch die Szene wieder lebendig geworden, als ihr Jan den neuen Matrosen warb, und den Koffer mit Leibwäsche durch ihn aufs Schiff sandte.

„Wie kam's,“ frug sie, „Gort, daß Du den neuen Schiffmann gleich mit einem Handschlage begrütest, wie sonst Dein Brauch nicht ist? Kennst Du ihn?“

„Ja — Frau; kenn ihn schon!“

„Ist er treu und ehrlich, ein guter Seemann?“

„Seemann? — nee, das nicht; aber auf dem Strom ist er recht. Wirds bald lernen. Ehrlich ist er!“

„Wie heißt er?“

„Gert Wöltjes!“

„Ja aber Du — heissest Du nicht auch so?“

„Na warum denn nicht? Er ist ja mein Bruder?“

Die Entdeckung, daß zwei Brüder in ihren, wie ihres Mannes Diensten seien, war der Frau Dorothea eine innige Freude. In der wortkargen Treue, in der klugen Anstelligkeit Gorts glaubte sie eine Bürgschaft für die gleichen Eigenschaften des Bruders zu finden, und sie hatte sich nicht getäuscht. Wie bei ihr und dem alten Möller Gort bald Alles galt, wie er jede Probe bestand, jede Falle vermied, die der mißtrauische Alte ihm in den Weg legte, so war Gert auf dem Schiffe bald — was viel heißen will — der geachtete Liebling des Capitäns und der Equipage. Keinerlei Unordnung konnte, wo er war, aufkommen, während er irgend verzeihliche Fehler gern in der Stille gut machte, und wo es nicht anging, nach Kräften entschuldigte. Die „Ann und Mary“ besuhr bald das schöne Mittelmeer, bald die rauhen Skären Norwegens, am meisten jedoch flatterte ihr lustiger Wimpel im klippenreichen Meerbusen Finnlands. Manchem wilden Sturm bot sie kühn Trost, und rasste dann wieder im tiefen heimischen Strome, wo liebevolle Herzen ihr entgegen harrten.

So war es nun acht Jahre gegangen, und mit dem Spätherbst sollte das brave alte Schiff zurückkehren, um in die Dock sich zu legen und gründlich reparirt und kalfatert zu werden. Der Herbst kam mit seinen Stürmen, der Winter belegte die Warnow mit Eis: die „Ann und Mary“ war nicht gekommen, und kehrte auch nie wieder.

Alle Leute in Rostock nahmen dies für ausgemachte Sache an, und bedauerten Capitän Jan Nielsens junge schöne Wittwe — nur sie, der dies Mitleid galt, wies es mit Unwillen, ja mit stets bitterer Entrüstung zurück. Er wird schon kommen, wenn es ihm Zeit deucht, entgegnete sie selbst dem alten Möller, wenn er über derlei mit ihr zu reden versuchte. Die nahen Verwandten legten Trauer an, und nach anständiger Zeit wieder ab, doch in buntfarbigen Stoffen ging Frau Dorothea. Nur noch mit Gort Wöltjes sprach sie leise, freundliche Worte, die sich auf ihren Mann und seinen Bruder bezogen; für jeden Andern ohne Ausnahme war sie stumm, wie ein Steinbild. Ward ein Schiff von Warnemünde aus signalisirt, so putzte sie sich mit stiller, rührender Emsigkeit und Sorgfalt, und ging mit Gort hinaus an den Strand, bis es herauskam; nie ward sie ungeduldig, nie ward ihr stummer Schmerz laut oder bitter, wenn sie ihr Hoffen abermal getäuscht sah — sie wartete! —

Zwei volle Jahre waren so vergangen; Frau Dorotheens Schwermuth war die gleiche geblieben. Da begann sie zu fränkeln, da war die frische Wurzel ihrer Kraft zernagt vom sehnenden Gram. Gort durfte nicht von ihr weichen. Als Weihnacht kam, bescheerte ihr Gott endlich die Ruhe.

Gort nahm sein erspartes Capitalschen aus den treuen Händen des alten Möller, und ging in sein Heimatdorf zurück. Er konnte sich hier ein kleines Besitzthum erwerben, welches hinreichte, ihn und eine genügsame Familie spärlich zu ernähren. Bei der stillen Frau Dorothea hatte auch er einen melancholischen Sinn angenommen; er war weich und düster, niemals heiter und mittheilsam. So kam es, daß, als bald die Stelle eines Todtengräbers aufging,

die ganze Gemeinde es aussprach: der Platz wisse für Niemand besser, als Gort Wöltjes, und er nahm es auch gern an, das einsame, traurige Nemetzen.

Und wieder waren zehn Jahre veronnen. Gort lebte nur seinem braven Weibe, seinen drei Kindern, seiner Landwirtschaft und — dem Kirchhofe. Zum Schlosse blickte er auch zuweilen hinüber, das stand leer und verschlossen da; nach Weiterem zu fragen — hatte er nicht Lust. Es war auch am Ostseestrande Sommer geworden, und Gort schickte sich an, einem gestorbenen Nachbarn das letzte Bett zu rüsten; sein Weib war aufs Feld gegangen.

Ein altes, versunkenes Grab war an der Reihe, aufgehoben zu werden, und Gort pflegte derlei Arbeit stets mit einer eigenen Pietät zu verrichten, die jedenfalls manchem Todtengräber zu wünschen wäre. Er hob die Erde ohne rohe Hast ab, bis er die Reste des vorigen Sarges erreichte, welche er dann behutsam, sammt den noch unverwesten Knochen, herausnahm, um sie mit der neuangelegten

Leiche abermal zu bestatten. Auch heute machte er es so, als er einen festen eichenen Sarg fand, der sich noch ziemlich erhalten hatte. Auf dem Deckel war eine Kupferplatte eingelassen, welche noch einige Spuren der einstigen Versilberung zeigte. Sie war in der Erde dunkel angelassen, und der gute Gort, der nie große Erfolge in der Kunst des Deciffirens gemacht hatte, mochte jetzt die Zeit nicht dran wenden, die Charaktere, welche er darauf bemerkte, zu reinigen und zu lesen. Die Gebeine waren bröcklich, und meist zerbrochen, doch der Schädel noch ganz erhalten, und Gort stellte ihn zur Seite des Grabes hin. Die Eichenbretter legte er, als Boden, in das nun fertige Grab; da glitt sein Fuß auf der Metallplatte aus, die, dadurch gereinigt, deutlich ihre Inschrift zeigte. Er las:

Jean Armand de Saint Julien — — —

Das Andere war ihm unverständlich, es war französisch; dies aber genügte, ihm zu sagen, daß er die letzten Reste des übermüthigen Zerstörers des kleinen Glückes seiner



Familie hier vor sich habe. In sich versunken saß er lange auf dem Rande des frischen Grabes und starrte den Schädel an, bis leichte, leise Schrittschritte ihn weckten. Es waren seine Kinder, die gekommen, ihn heim zu rufen, da der Schultheiß und zwei Herren von Rostock auf ihn warteten. Noch einen langen Blick warf er auf den nackten Schädel, dann nahm er das Kleine auf den Arm, und ging seinem Häuschen zu.

Es waren zwei Rathsherren, die ihm in Gegenwart seiner Ortsobrigkeit eröffneten: daß die Behörden der Stadt, nachdem das gute Barkschiff „Ann und Mary“, Capitän und Eigenthümer Jan Nielsens, bereits volle dreizehn Jahre spurlos verschwollen, es dem Gesetze gemäß als nach Gottes Rath verunglückt und versunken erklärt haben. In Folge Des wurden die Bücher der Tradehandlung Jan Nielsens abgeschlossen und Jedem das Seinige eingehändigt. Auf Gort Wöltjes nun, den Steuermann der „Ann und Mary“, finden sich an Erbsparnissen und Ge-

winnstheilen (Eстаufend neunhundert und siebenzehn Mark Banko eingetragen, welche an Gort Wöltjes dahier, gegenwärtig alleinigen Erben des mit Verunglückten, sie auszuzahlen gekommen seien.

Gort nahm die Summe mit seinem gewöhnlichen Gleichmuth in Empfang, und dankte den Herren mit seinem besten Kragfuß. Als sie aber abgefahren waren, frug er den alten Schultheiß nach den ferneren Schicksalen des weiland gnädigen Herrn.

„I ja“, antwortete der gedehnt, „daß is man snakisch togahn (das ist wunderbarlich zugegangen). Da ward auf einmal von Frankreich aus nach einem Jacques Cochelet gefragt, der sich auch Saint Julien nenne. Am andern Morgen soll der Herr an einem Haken hängend gefunden worden sein. Die Sache wurde freilich vom Herrn Kammerdiener vertuscht, aber die Leiche doch nur ohne Gewölbe einfach auf dem Kirchhof begraben. Das Vermögen ist eingezogen.“